



Unsere Aufgabe

Dr. Karen Horn

Leiterin des Hauptstadtbüros des Instituts der deutschen Wirtschaft Köln

„Das gerade von den Kritikern der Neoklassik berechtigt eingeforderte Streben nach mehr Wirklichkeitsnähe hat dazu geführt, dass die ökonomischen Modelle immer raffinierter und komplexer wurden, eben um immer mehr Details zu erfassen. Durch den Inkrementalismus, der sich im Mainstream ausgebreitet hat, kam der Blick auf das große Ganze ebenso abhanden wie jene Abstraktheit, ohne die eine universelle Theorie nicht zu haben ist.“

Mit der Überschrift „Unsere Aufgabe“ möchte ich mich zum Auftakt meiner nun folgenden Serie von programmatischen Reverenzen inhaltlich verneigen vor der Freiburger Schule. *Ludwig Erhard*, der politische Vater der Sozialen Marktwirtschaft, war der Freiburger Schule eng verbunden, zu Zeiten des Widerstandes gegen das NS-Regime und später bei der Arbeit am Wiederaufbau. „Unsere Aufgabe“ war der Titel eines Aufsatzes von *Franz Böhm*, *Walter Eucken* und *Hans Großmann-Doerth* von 1936, veröffentlicht als Einleitung der Herausgeber zu ihrer damals neuen Schriftenreihe „Ordnung der Wirtschaft“. „Unsere Aufgabe“ – dieser Aufsatz ist gleichsam das Gründungsdokument der Freiburger Schule.

Das Label „Die Ordnung der Wirtschaft“ fand sich später im Wirtschaftsteil der Frankfurter Allgemeinen Zeitung wieder und zierte dort bekanntlich eine viel beachtete Sonderseite, deren Hege und Pflege man mir vor Jahren anvertraut hatte. Ich habe auch diese Seite stets als eine Hommage an die Denker begriffen, die mit ihren ordnungstheoretischen Arbeiten die Basis dafür gelegt haben, dass Deutschland nach dem Zweiten Weltkrieg auf einem festen, gesunden und vor allem freiheitlichen Fundament den Weg in die Zukunft antreten konnte. Sie haben es gewiss nicht verdient, dass das, wofür sie stehen, die Ordnungstheorie, nunmehr in der akademischen Welt als überholt und wertlos bespöttelt wird. Denn das systematische Denken in Ordnungen ist von zeitloser Notwendigkeit, und die Forschung auf diesem Gebiet ist auch nicht auf dem Stand der dreißiger und vierziger Jahre des letzten Jahrhunderts stehen geblieben. Die Ordnungsökonomik ist heute ein modernes, breit gefächertes, genuin sozialwissenschaftliches Forschungsprogramm, das wirtschaftliche Fragen als Teilfragen des gesellschaftlichen

Lebens ansieht, und ihr Kern ist die Frage nach der „Interdependenz der Ordnungen“, nach den Wechselwirkungen zwischen den politischen, rechtlichen und wirtschaftlichen Institutionen der Gesellschaft. Man findet sie heute ausdifferenziert unter Namen wie Politische Ökonomie, Institutionenökonomik und Konstitutionenökonomik.

Ein Lob an die Ökonomik

Ich möchte nun den Faden *Böhms* und *Euckens* aus ihrem Aufsatz „Unsere Aufgabe“ weiterspinnen. Das „Wir“, um das es mir geht, ist die Gruppe der Ökonomen, zu denen ich auch mich selber zählen darf, also das „Wir“ derer, die sich, ob nun in Amt und Würden eingebunden in die akademische Welt oder nicht, mit gewissem intellektuellem Anspruch mit den wirtschaftlichen Aspekten des menschlichen Lebens in der Gemeinschaft befassen. Hierzu zählen also nicht nur die Ökonomen, die in der wissenschaftlichen Zunft verbleiben. Es zählen auch die ökonomischen Publizisten und Politikberater dazu, denn sie sind jene Bindeglieder, die die wissenschaftliche Erkenntnis hinaus in die Wirklichkeit tragen und sie an ihr spiegeln. Sie garantieren und verkörpern die Verbindung von Theorie und Praxis.

Die Frage, die ich mit dem Versuch einer Definition „unserer Aufgabe“ stelle, lässt sich auch wie folgt formulieren, in frecher Abwandlung der Überschrift über der Jenenser Antrittsvorlesung von *Friedrich Schiller* aus dem Jahr 1789: „Was heißt und zu welchem Ende studieren wir Ökonomik?“ Ich spreche bewusst von Ökonomik und nicht von Nationalökonomie. *Herbert Giersch*, der Meister, hat uns in seinem Buch „Abschied von der Nationalökonomie“ trefflich vor Augen geführt, dass es im

Zeitalter der Globalisierung unpassend ist, den Blick auf Nationen zu verengen. Am treffendsten wäre der Ausdruck „Marktwirtschaftslehre“.

„Unsere Aufgabe“ – wer aber ist es, der uns die Aufgabe stellt? Letztlich sind es natürlich die Nachfrager unserer Leistungen auf dem Markt der Ideen. Doch das enthebt uns nicht der Frage, welche Aufgabe wir selbst uns stellen, welchem Leitstern wir zu folgen trachten, nach welchen Prinzipien wir unser Angebot verfertigen wollen. Was übrigens in der Publizistik wie in der Politik leider immer wieder ausgeblendet wird, ist die Tatsache, dass die Präferenzen der Nachfrager nicht in Stein gemeißelt sind. Es gilt, wenigstens teilweise, doch das *Say'sche* Gesetz: Das Angebot schafft sich seine Nachfrage durchaus auch selbst. Die von Unternehmergeist mitunter arg freie Fixierung der Presse auf das, was die Leserschaft in Umfragen als ihre gegenwärtigen Präferenzen angibt, macht mir daher ebenso viel Sorge wie die Konzentration der Politik auf das, was das Volk per Demoskopie vorzugeben scheint. Dabei sind solche Erhebungen immer nur Momentaufnahmen, sie sind beeinflussbar durch die Frageformulierung, sie sind statisch, sie machen passiv und verzagt. Systemisch führt das in die Autopoiese und gesellschaftlich in den Stillstand.

Damit kein Missverständnis aufkommt: Ich will niemandem etwas vorschreiben. Ich möchte bloß meine Sicht auf die ökonomische Disziplin anbieten, in der Hoffnung, dass sie der eine oder andere intuitiv oder aus methodischen, ethischen oder schlichten Nützlichkeitsgründen plausibel findet. Ich möchte das Lob einer Ökonomik singen als Disziplin, die sich um den Menschen dreht; die nach gesellschaftlichen Zusammenhängen und ihrer Dynamik fragt; die um die spontane Ordnung weiß und sie zu ergründen sucht; die realistisch und offen ist, die sich eines weiten Blicks befleißigt; die vergangenes Geschehen verstehen will und dazu beizutragen sucht, Künftiges in richtige Bahnen zu lenken – das Lob einer Ökonomik, die sich einmischt, die sich aber trotzdem nichts anmaßt.

Mut zur eigenen Meinung

Die Väter der Freiburger Schule konstatieren noch eine zunehmende Bedeutungslosigkeit der Ökonomik, ein Auseinanderklaffen von Wissen-

schaft und Praxis. Mein heutiger Befund fällt etwas anders aus, auch wenn der Einfluss der ökonomischen Disziplin auf das politische Geschehen kein unmittelbarer ist. Manchmal möchte der Politikberater daran verzweifeln, dass man ihn im Kanzleramt oder Ministerium partout nicht erhören will. Politik ist ein taktisches Spiel; die Sachlogik spielt nur akzessorisch und nur dort eine Rolle, wo sie unvermeidbar scheint und dieses Spiel nicht stört. *Hans D. Barbier* schrieb mir vor drei Jahren über das Geschäft der Politikberater folgende weise Sätze: „Die methodologische Sünde der Immunisierung von Sätzen gegen den Befund der Wirklichkeit wird in der Politik zur Tugend der Schlaumeierei erhoben. Problem und Remedur werden immer so formuliert, dass die Politik nicht offensichtlich scheitern kann. Das gestaltet den politischen Disput bisweilen etwas ermüdend.“

Genauso ist es. Zu diesem Spiel und der von ihm geförderten Flachheit gehört es auch, dass auf dem Markt der Ideen und Argumente Kartelle gebildet werden. Um sich weniger rechtfertigen zu müssen, verlangt die Politik von jedem, der ihr Rat gibt oder etwas will, strikte Einstimmigkeit. Mit *Ludwig Erhard* kann man nur davor warnen, sich darauf einzulassen und in vorauseilendem Gehorsam in Selbstzensur zu verfallen. Er fragte: „Ist es nicht geradezu erschreckend, wenn vonseiten der Berufsstände immer nur eine Meinung zum Ausdruck gebracht wird; immer das Absolute gefordert wird? Diese Enge erweist sich als durchaus unfruchtbar. So wird mir zum Beispiel die Auffassung der Wirtschaft, der Industrie, des Handels und so fort vorgetragen. Wer ist denn – so frage ich – die Wirtschaft, die Industrie, der Handel?“ Courage sollten wir haben, Mut zur eigenen Meinung und auch zum Dissens. Es ist wahrlich nicht die Aufgabe der Gesprächspartner der Politik, der Politik auch noch das Wägen abzunehmen.

Und doch sind die Ökonomen, die sich mit der Wirklichkeit befassen, trotz allem keineswegs wirkungslos. Im Gegenteil, mittelbar und mittelfristig könnte ihr Einfluss nicht größer sein. Es gilt der berühmte Satz von *John Maynard Keynes*: „Practical men, who believe themselves to be quite exempt from any intellectual influence, are usually the slaves of some defunct economist.“ In anderen Zusammenhängen war *Keynes* bekanntlich kein Freund der langen Frist. Hier jedoch trifft er den Nagel auf den Kopf. Und nicht nur die Denkwelten der Politik sind von toten Ökonomen geprägt,



auch die akademische Zunft selbst ist von Pfadabhängigkeiten gezeichnet, die ihr nicht nur frommen. Mit gutem Grund verweist der Nobelpreisträger *Douglas North*, der den Begriff der Pfadabhängigkeit in die Ökonomik eingeführt hat, immer wieder darauf, dass Evolution nicht zwangsläufig den Wegen folgt, die man sich wünscht. Evolution ist ein Prozess der Anpassung, nicht der Sublimierung. *Friedrich Schiller*, stets auf der Suche nach dem Erhabenen, hätte sich das sicherlich anders gewünscht.

Wirklichkeitsnähe und Werturteilsfreiheit

Zwei dominante Einflüsse prägen die Ökonomik bis heute, und damit auch das, was von ihr in die Politik vordringt. Der eine Einfluss ist nach wie vor die Neoklassik, der andere der Keynesianismus. Auf der Grundlage vereinfachender Annahmen haben neoklassische Ökonomen ideale Modellwelten entworfen, mit denen die Realität nicht viel gemein hat. Ich verweise nur auf die Homo-oeconomicus-Annahme, die Entscheidungen auf egoistische Nützlichkeitsabwägungen und Maximierungskalküle verengt, auf vollkommene Märkte und perfekten Wettbewerb. „Pointierende Abstraktion“, wie es *Eucken* genannt hat, ist nötig, um trotz der Komplexität des Untersuchungsgegenstandes überhaupt irgendwelche Aussagen treffen zu können. Den Modellrechenern waren die damit verbundenen Einschränkungen aber durchaus bewusst, und deshalb haben sie intensiv mit ihrer Methodik gerungen, sie variiert, verfeinert und fortentwickelt – sodass es zu jedem dieser Desiderate jetzt einen „heterodoxen“ Forschungszweig gibt, der das Loch wenigstens in theoretischer Hinsicht stopft. Im Hauptstrom der Ökonomik hat freilich insgesamt die enthistorisierte und auch sonst dem jeweiligen Kontext entfremdete Modellwelt Bestand, und sie geht einher mit einer Attitüde apodiktischer Arroganz.

Der andere Einfluss, der die heutige Ökonomik prägt, ist der Keynesianismus. Als Haltung hat er selbst jene infiziert, die seine Prämissen und Instrumente nicht ideologisch, sondern nur achtlos pragmatisch nutzen. Dem Keynesianismus kommt zwar das Verdienst zu, die eminent wichtige Frage nach Unsicherheit und Ungleichgewicht zu stellen. Doch er hat die Ökonomik – und die Politik im gleichen Zuge – auch um die süße, aber leider giftige Illusion des Machbarkeitsglaubens „berei-

chert“. Zudem feilten seine Modellrechner so verbissen an ihren Modellen, dass sie auf der Suche nach Fortschritten in Sachen Realitätsnähe die Wichtigkeit des Blicks auf umfassendere Zusammenhänge vergaßen und verdrängten. Wer einer anderen Schule angehört und diesen Blick noch wagt, der wird der universalistischen Vermessenheit geziehen. Die Keynesianer selbst setzen sich derweil in der Opferrolle in Szene als jene, deren Erkenntnisse unter der Knute des weltweiten „Neoliberalismus“ erstickt wurden. Das ist nicht nur unzutreffend. Sie unterschlagen dabei auch, dass sie selbst einst so behende wie beherzt sogar in die neoklassische Abteilung der Modellzimmerei geeilt waren und dass etwa das Konstrukt der „rationalen Erwartungen“ auch für sie kein Fremdwort war.

Die Ökonomik von heute teilt also mit jener Nationalökonomie, die *Walter Eucken* und seine Mitstreiter zum Gegner hatten, die Dominanz von Ansätzen, die in die Irre führen und Schaden anrichten. Mit den Freiburgern rufe ich daher wieder nach einem Wandel der geistigen Haltung, mit der an die Aufgabe der Ökonomik herangegangen werden muss. Das Problem der 1930er Jahre war der Historismus, aus dem Relativismus und Fatalismus empor wucherten. Der Fatalismus sei ein Schwächezeichen von Intellektuellen, deren Geist sich unsicher fühle, schrieben *Eucken*, *Böhm* und *Großmann-Doerth*. Und der Relativismus habe „grundsätzliches Denken durch punktuelles Fragen und Denken verdrängt“ – mit folgendem Effekt für den Ökonomen: „Er strebt zur wirtschaftlichen Wirklichkeit hin, aber er kennt sie nicht; er hat Respekt vor theoretischer Forschung, aber er selbst kann nichts mit ihr anfangen; er will Wirtschaft gestalten helfen, aber er kann es nicht, weil er die wirtschaftlichen Zusammenhänge nicht durchschaut.“

Fatalismus kann man heutigen Ökonomen kaum vorwerfen, eher und im Gegenteil ein Zuviel an praktischem Gestaltungswillen. Das ist das Erbe des Keynesianismus mit seinem Machbarkeitsglauben. Relativismus hingegen ist in der Zunft damals wie heute präsent. Und wieder hat er sich auf einem Weg genähert, der mit den Marken „Wirklichkeitsnähe“ und „Werturteilsfreiheit“ ausgeschrieben ist.

Ordnungs- und Prozesspolitik

Das gerade von den Kritikern der Neoklassik be-rechtigt eingeforderte Streben nach mehr Wirklichkeitsnähe hat dazu geführt, dass die ökonomischen Modelle immer raffinierter und komplexer wurden, eben um immer mehr Details zu erfassen. Durch den Inkrementalismus, der sich im Main-stream ausgebreitet hat, kam der Blick auf das große Ganze ebenso abhandeln wie jene Abstraktheit, ohne die eine universelle Theorie nicht zu haben ist. Die Gründerväter der Freiburger Schule jedoch forderten bewusst die Quadratur dessen, was wir gelernt haben, als Kreis zu sehen. In dem Aufsatz von *Eucken, Böhm* und *Großmann-Doerth* heißt es: „Wirklichkeitsnah und grundsätzlich zu-gleich; nur aus dieser Spannung heraus können die Probleme der Wirtschaftsverfassung erfasst und einer Lösung zugeführt werden“, also all jene wichtigen Fragen, die sich im Zusammen-hang mit der „politischen Gesamtentscheidung über die Ordnung des nationalen Wirtschaftslebens“ stellen.

In diesen Worten steckt übrigens der Kern des ordoliberalen Denkens, der für Deutschland mit-hilfe von *Ludwig Erhard* später auch in der prakti-schen Politik so wichtig wurde: die Erkenntnis, dass Ordnung und Prozess verschiedene Dinge sind und dass es der Ordnungspolitik obliegt, den Regelrahmen für ein gedeihliches Miteinander zu bestimmen und zu pflegen. „In der weltweit gülti-gen Diplomaten-sprache des 21. Jahrhunderts“, wie es *Hans D. Barbier* einmal ausgedrückt hat, erklärte *Ludwig Erhard* einst nicht minder griffig den Unterschied zwischen Ordnungspolitik und Pro-zesspolitik: In einer Fußball-Elf sei es nicht üblich, dass sich alle elf Mann ins Tor stellen. Wenn sie das tun wollten, würden wir als Zuschauer mit Recht zu pfeifen anfangen, weil wir das als unfair und als den Regeln widersprechend empfinden. Ganz ähnliche Funktionen habe die wirtschaftliche Ord-nung wahrzunehmen. Ganz einfach: Ordnungspo-litik ist Arbeit an den Regeln.

Das Postulat der Werturteilsfreiheit schließlich, Er-gebnis des einen großen Methodenstreits, hat viel Unredlichkeit mit sich gebracht und die Ökono-mik auf ein recht unproduktives Gleis gesetzt. Es verleitet dazu, die falschen Fragen zu stellen, nur noch zu ökonomisieren und das Individuum aus dem Blick zu verlieren. Trotzdem gibt der her-kömmliche Ansatz einfach vor, er sei neutral.

Seine Prämissen und Einschränkungen werden ausgeblendet; was implizit schon im gewählten Analyserahmen mitschwingt, bleibt außen vor. Da-bei kann eine Geisteswissenschaft, wie es die Öko-nomik ist und auch sein sollte, nie positiv wertfrei sein. Es ist ein Gebot der Redlichkeit, sich darüber klar zu werden und es auch offen kundzutun – und es ist ein Gebot der intellektuellen Konse-quenz und der persönlichen Verantwortung, die eigenen Analysen in einen teleologischen Rahmen zu stellen und aus den Ergebnissen unter Angabe der Prämissen auch normative Schlüsse zu ziehen. Ich möchte mich *James M. Buchanan* anschließen, der uns folgende Regel mitgibt: „We must engage our thinking and analyses of worlds that might be, ideal worlds if you will, while keeping within the boundaries of the possible.“ Das ist sozusagen nichts anderes als eine Paraphrase von *Casey Ka-sems* herrlichen, mir absolut unvergesslichen Ra-dio-Schlussworten, die ich in meiner Jugend auf AFN so häufig gehört habe: „Keep your feet on the ground and keep reaching for the stars.“

Der Mensch als soziales Wesen

Was also sollen Ökonomen dann tun? Paradigma-tisch, meine ich, gilt es vorwärtszukommen auf dem Weg zurück zu den schottischen Aufklärern des späten achtzehnten Jahrhunderts, die vor allem auf empirische Beobachtung und praktische Vernunft setzten. Ihr Ziel war, die Gesetzmäßigkeiten menschlichen Verhaltens und die daraus fol-genden Strukturprinzipien für das Leben in Ge-meinschaft und Gesellschaft aufzudecken. Um dies auch in der modernen Ökonomik zu leisten, ist es notwendig, dass wir heute unser Denken än-dern, dass wir weniger auf Allokationsentschei-dungen starren und mehr auf Austauschbezie-hungen schauen; auf die Interaktion von Men-schen und darauf, was sich aus ihr ergibt: auf die spontane Ordnung.

Adam Smith hat uns gezeigt, wie im Prozess der von Empathie getragenen Rückkopplungen zwischen Menschen, aber auch innerhalb der Seele ein und derselben Person, zwischen dem Ich und dem Über-Ich, die individuellen und in der Summe auch die konsensualen gesellschaftlichen Moral-vorstellungen entstehen; und dass genauso auch der Wohlstand auf dem Weg über Austauschpro-zesse entsteht, in denen Gegenseitigkeit gewähr-leistet ist. In der Kleingruppe sorgen unmittelbare

soziale Kontrolle und emotionale Nähe für diese Reziprozität, in der Großgesellschaft wird dies ersetzt durch tradierte Konventionen und Institutionen. Das macht die Großgesellschaft stabil. Und nur so kann *Smith* seinen berühmten Satz schreiben: „It is not from the benevolence of the butcher, the brewer, or the baker, that we expect our dinner, but from their regard to their own self-interest.“

In den Fußstapfen von *Adam Smith* sollten sich die Vertreter der Ökonomik als Wissenschaft also damit befassen, was aus dem gemeinsamen Tun von Menschen resultiert: wie Individuen handeln, welche Ergebnisse ihr Handeln im fortwährenden Wandel der Gemeinschaft hervorbringt, welche Formationen und Organisationen, welche Institutionen dabei entstehen und fort dauern. Die Angelsachsen nennen eine solche Wissenschaft „science of association“, nach einem Wort von *Alexis de Tocqueville*. Für ihn war diese Wissenschaft die Mutter aller Wissenschaften. Von ihrem Fortschritt hängt der Fortschritt von allem anderen ab. Ökonomik ist in der Tat die Wissenschaft vom Menschen als „social animal“. Es ist die Wissenschaft vom gemeinsamen Tun, oder besser: vom immer wieder Sich-Zusammentun für einen gemeinsamen Zweck.

Und noch ein Name muss hier fallen: derjenige von *Friedrich August von Hayek*, der sich für die Ökonomik noch ein anderes, treffendes, wenn gleich sperriges Wort ausgedacht hatte. Ich spreche von der „Katallaktik“, der Wissenschaft von der „Katallaxie“. Die gemeinsame Wurzel ist das altgriechische Verb *katallatein*, das eine schöne Zweifachbedeutung besitzt: Es heißt tauschen, aber auch, sich den Fremden zum Freund machen. *Von Hayek* war es übrigens, der das Wunder der „Wissensteilung“ erkannt hat: Wenn wir freiwillig, spontan und von außen ungesteuert interagieren, dann bringen wir dabei unser *privates*, „lokales“ Wissen ein. Durch dieses Kommunizieren im weitesten Sinne entsteht nicht nur eine große Summe von Wissen, sondern, wichtiger, es entsteht auch neues Wissen. Das ganze Leben in der Gemeinschaft ist ein solches Entdeckungsverfahren. Das ist die schöpferische Kraft der spontanen Ordnung, die wir bewahren bzw. zurückerobern sollten.

Auf ihrem weitgehend von mathematischer Methodik, neoklassischer Verkürzung und keynesia-

nischem Machbarkeitsglauben inspirierten Irrweg sind viele Vertreter des Fachs auch gegen die Tatsache angerannt, dass man es in den Sozialwissenschaften mit komplexen Phänomenen zu tun hat, die sich nicht wie naturwissenschaftliche Fragen behandeln und abhandeln lassen. Komplex werden die Phänomene dadurch, dass wir es nicht mit objektiv beobachtbaren Gegebenheiten zu tun haben, sondern mit subjektiven Größen, die sich ihrerseits auf die reale Welt beziehen: Meinungen, Erwartungen, Überzeugungen. Das Beste, was man mit einer solchen Materie erzielen kann, sind Erklärungen von Wirkungsprinzipien und Mustervorhersagen. Präzise Vorhersagen sind unmöglich.

Diese Wahrheit hat die Ökonomik immer verdrängt. Viele Ökonomen hoffen immer noch zumindest unterschwellig, wissen zu können, was sein wird, wenn sie nur hinreichend präzise analysieren, was ist und was war. Und wenn sie ehrlich genug sind, sich einzugestehen, dass dem nicht so ist, dann verlegen sie sich trotzig auf eine Als-ob-Strategie. Aber hierin liegt eine Anmaßung von Wissen, wie *Friedrich August von Hayek* es ausgedrückt hat – denn es gerät in Vergessenheit, dass ständig gesellschaftliche Entdeckungsverfahren ablaufen, die nicht prognostizierbar sind, weil in ihnen Neues entsteht: in den Köpfen der Beteiligten und in der Gesellschaft insgesamt.

Die Kunst der Ökonomen

Die ganze Kunst der Ökonomen liegt darin, die jeweils relevanten Fragen zu stellen und die richtigen Modellannahmen zu treffen und nicht die falschen; die formale Vereinfachung nicht so weit zu treiben, dass die Theorie inhaltsleer oder gar zirkulär wird; bescheiden zu bleiben; sich souverän des gesamten Methodenkanons zu bedienen, statt sich bloß Moden zu unterwerfen. Und dafür ist es notwendig, den Blick über den Tellerrand zu wagen. Denn eine Ökonomik, die als Sozialwissenschaft Ernstzunehmendes leisten will, darf nicht nur Ökonomik sein. *Von Hayek* hat das präzise zusammengefasst: „Ein Physiker, der nur Physiker ist, kann durchaus ein erstklassiger Physiker und ein hochgeschätztes Mitglied der Gesellschaft sein. Aber gewiss kann niemand ein großer Ökonom sein, der nur Ökonom ist – und ich bin sogar versucht hinzuzufügen, dass der Ökonom, der nur Ökonom ist, leicht zum Ärgernis, wenn nicht gar zu einer regelrechten Gefahr wird.“



Es geht mir nicht um die viel beklagte Mathematisierung und Formalisierung der Ökonomik. Aber es geht mir um die verheerende philosophische und sozialwissenschaftliche Blindheit der modernen Ökonomen. Das Fach braucht beides: Mathematik und Philosophie. Die Ökonomik braucht Mathematik und Ökonometrie für die logische Stringenz und die Kopplung der Theorie an die Realität; sie braucht Philosophie, Politologie, Soziologie, Psychologie und Geschichte dafür, dass sie die relevanten Fragen stellt und die geeigneten Methoden nutzt, und dafür, dass sie die ordnungstheoretische Perspektive weiter pflegen kann. Das kann nur gelingen, wenn sich der Mainstream umfassend öffnet – und hierfür bedarf er der Heterodoxie und der Interdisziplinarität.

Lassen Sie mich zusammenfassen: Von *Walter Eucken* und seinen Mitstreitern haben wir gelernt, dass das Vertrauen auf die Macht der Vernunft zur Grundausstattung der Ökonomen gehört, dass von ihnen Wirklichkeitsnähe und Grundsätzlichkeit zugleich verlangt sind. Von *Adam Smith*, *Friedrich August von Hayek* und *James Buchanan* nehmen wir mit, dass Ökonomik nicht nur die Analyse der optimalen Allokation sein sollte, sondern „the study of spontaneous order“. Das heißt Ökonomik, das ist „unsere Aufgabe“. Als Sozialwissenschaft stellt sie eine „science of association“ dar, die nach dem Wesen, den Bedingungen und den Folgen der Interaktion fragt, insbesondere nach der Genese von Institutionen, die ihr einen Rahmen verleihen. Dies zu verstehen, dazu studieren wir Ökonomik. Wenn dieses Fach so aufgefasst wird, dann relativiert sich übrigens auch der viel beschworene und andererseits auch kritisierte Gegensatz von Markt und Staat: Marktliche, staatliche und bür-

gergesellschaftliche Institutionen entwickeln sich allesamt spontan aus dem Miteinander der Menschen, und nur sie, die Menschen, stehen im Vordergrund.

Von *Friedrich Schiller*, der abschließend noch einmal erwähnt sei, können wir uns noch die Mahntafel mit nach Hause nehmen, dass auch eine bestimmte Persönlichkeit dazugehört. In seiner Antrittsvorlesung unterschied er unter anderem zwischen dem philosophischen Kopf und dem Brotgelehrten. Der Brotgelehrte ist außerstande, die Gesamtzusammenhänge zu erkennen, die zwischen den Disziplinen bestehen, und er fürchtet sie. Er ist eine „Sklavenseele im Reich der Freiheit“. Der philosophische Kopf hingegen erfasst den Zusammenhang des ganzen Wissens, will erkennen, was die Welt im Innersten zusammenhält. „Wo der Brotgelehrte trennt, vereinigt der philosophische Geist.“

Man spürt in diesen Worten den Einfluss von *Schillers* Freund *Wilhelm von Humboldt*, dessen „Versuch, die Grenzen des Staates zu bestimmen,“ sich vor allem um das Thema Bildung rankt und darum, dass der Staat dem Bürger „die höchste und proportionierlichste Bildung seiner Kräfte zu einem Ganzen“ ermöglichen muss. So richtig liberal ist es zwar nicht, wenn die Freiheit so zum Mittel zum (Bildungs-)Zweck degradiert wird. Aber jeder Einzelne mag diesen Appell trotzdem für sich in seinem Herzen bewegen und als Ansporn nehmen. Ich persönlich wünsche mir von den philosophischen Geistern viel mehr. Es waren schließlich nicht sie, sondern die Brotgelehrten an allen Fakultäten, die uns die derzeitige Lage der Ökonomik und der Wirtschaft eingebrockt haben. ■